

Peter Lancaster

Das blaue Portal

Leseprobe 2

Die Chroniken der Anderwelten sind

1. Das blaue Portal
2. Unterm Doppelmond
3. Dämonentränen
4. Die eiserne Hand
5. Avalon

Diese Leseprobe enthält den Anfang von Kapitel 11 und ist auf A4, 2-spaltig, formatiert.

© 2005 Eldur Verlag

September 1399

Prag war der prächtigste Ort, den Wilhelm und seine beiden Gefolgsleute je gesehen hatten. Eigentlich waren es sogar mehrere Orte, deren schmale hohe Häuser sich zu beiden Seiten des Flusses Moldau aneinander drängten: Die Altstadt, die Neustadt, und die sogenannte Kleinseite. Auf den schlammigen Straßen begegnete Wilhelm einem Gemisch aus Bayern, Sachsen, Tschechen, Juden und Priestern, während auf dem Hügel hoch über der Stadt die Burg König Wenzels in den Himmel ragte – eine weitere Stadt für sich, bestehend aus Hofbeamten, Wachen und Knechten, sowie dem an den Hof berufenen Adel.

„Bei Gott, was für ein Gestank“, bemerkte Georg.

„Das ist der Duft der Stadt“, lachte Jörg. „Irgendwo muß die ganze Scheiße von Tausend Leute ja hin. Gib acht, wenn du durch enge Gassen geht, daß sich kein Nachttopf über dir entleert.“

„In Rom haben alle Häuser einen Abfluß“, sinnierte Wilhelm. „Wie Bäche sich in Flüsse ergießen und Flüsse ins Meer münden, so wird die Scheiße dort in einem riesigen Rohr aus Stein, der Cloaca Maxima, gesammelt und schließlich in den Tiber geleitet.“

„Wart Ihr schon einmal in Rom, Herr Wilhelm?“ erkundigte sich Jörg.

„Noch nicht. Ich habe über dieses Bauwerk nur gelesen.“

„Warum bauen die hier in Prag nicht auch so etwas?“ fragte Georg.

„Ich nehme an, es fehlt das Geld“, meinte Wilhelm.

„Vielleicht auch der Wille. – Laßt uns zur Burg hinaufgehen. Dort ist die Luft besser und ich möchte mir etwas ansehen.“

Auf dem Burghügel interessierte sich Wilhelm besonders für die Baustelle der neuen Kathedrale, an der schon seit über einem halben Jahrhundert gearbeitet wurde.

Das Bauwerk war bereits im halbfertigen Zustand so riesig, daß Wilhelm es kaum fassen konnte. Vor allem war es schwindelerregend hoch, höher noch als der Bergfried von Burg Grauenfels. Und das, obgleich die Wände nur aus Fenstern zu bestehen schienen. Ein Wunder der Architektur.

Wilhelm fragte sich für einen Moment, ob angesichts eines solchen Aufwandes nicht auch Geld für eine Cloaca Maxima übrig sein sollte. Aber er mußte zugeben, daß saubere Straßen weit weniger spektakulär waren als solch eine kühne in den Himmel ragende Konstruktion.

Zufällig war St. Veit, dem die Kathedrale nach ihrer Fertigstellung geweiht werden sollte, neben vielen wichtigen und ehrenvollen Aufgaben auch der Schutzpatron der Bettnäser:

Oh heiliger Sankt Veit,

Wecke mich zur rechten Zeit,

Auf daß es nicht ins Bette geht.

Mit einem Grinsen wandte sich Wilhelm ab und ging wieder hinunter in die Neustadt. Jörg und Georg folgten ihm.

Der Teil Prags, dessentwegen Wilhelm hergekommen war, war die Universität, und die besah er sich besonders gründlich. Das Karolinum war von Kaiser Karl, dem Vater des jetzigen Königs, nach dem Vorbild von Paris gegründet worden. Zwar gab es inzwischen auch Universitäten in Wien, Heidelberg, Köln und Erfurt, aber die von Prag war immer noch die größte und berühmteste, und mit weniger wollte Wilhelm sich nicht abgeben. Hätte er das Französische beherrscht, wäre er nach Paris gefahren, der Mutter aller Universitäten Europas.

Auf dem Innenhof des Verwaltungsgebäudes liefen fast noch mehr Menschen umher als auf der Straße davor. Wilhelm stieß mit einer dünnen, zerlumpten Gestalt zusammen, die sich sofort unterwürfig verbeugte und dabei etwas in einer fremden Sprache rief. Wilhelm nahm an, daß es Tschechisch sei. Der Mann hatte eine schiefe Nase und einen schlechten Atem. Und das linke Auge wirkte auf sonderbare Weise zu klein. Er drehte sich abrupt um und begann zu laufen.

Ein seltsames Gebaren, wie Wilhelm fand. Dann kam ihm plötzlich ein ungueter Verdacht, und er griff unter sein Wams, wo der Geldbeutel saß.

Er war weg.

Wilhelm stieß in Gedanken einen Fluch aus und blickte dem davoneilenden Dieb hinterher. Jörg und Georg hingegen sah er im Gedränge nicht. „Räuber!“ schrie er, doch niemand schien ihn zu hören. Er wußte nicht, was er tun sollte; er wußte nur, daß mit jeder Sekunde, die er verlor, sein Geldbeutel verloren wurde.

Schließlich lief er los.

Der Dieb war schnell, selbst die dichtgedrängte Menge schien ihn kaum zu behindern: Wie eine Maus schlüpfte er zwischen den Menschen hindurch.

Wilhelm war ebenfalls schnell, seine Fortbewegung allerdings weniger elegant: Wer ihm im Weg stand, wurde einfach beiseite gestoßen. Er ignorierte die Flüche und Beschimpfungen, es gab nur noch ihn und den Dieb.

Auf den Straßen wurde die Verfolgung schwieriger. Schwere Karren, teilweise von Pferden gezogen, ließen sich nicht beiseite drängen, wohingegen die menschliche Maus auch hier ihre Schlupflöcher fand. Wilhelm wurde immer wütender, konnte jedoch nichts dagegen tun.

Dann geschah etwas Unerwartetes: Der Dieb stolperte und schlug der Länge nach hin. Wilhelm verlor ihn kurz aus den Augen, doch gleich darauf sah er ihn wieder laufen. Die Entfernung zu ihm hatte sich halbiert.

Dann bog der Mann in eine dunkle Seitengasse ab. Wilhelm folgte ihm, doch als er aus dem Sonnenlicht in den Schatten trat, sah er zunächst nichts. Bis sich seine Augen an die Verhältnisse gewöhnt hatten, war der Dieb verschwunden.

Wilhelms Wut schlug plötzlich in Verzweiflung um. Wie sollte er sich an einem Ort zurechtfinden, wo es so einfach war, sein Geld zu verlieren? Wo war die Stadtwache, wenn man sie brauchte?

Zugleich arbeitete sein Verstand immer noch an der Frage, wohin der Dieb verschwunden war. Er konnte nicht bis ans Ende der Gasse gelaufen sein, Wilhelm

hätte ihn dann sehen müssen.
Er mußte eines der Häuser betreten haben.
Es waren windschiefe Holzhäuser, wie er sie auch aus Frankenberg kannte; jedes Stockwerk etwas weiter vorkragend als das darunterliegende. Sie verengten den Himmel über der Gasse zu einem dünnen, blauen Spalt. Der Dieb hatte keine Zeit gehabt, eine Türe aufzuschließen. Durch welche Türe er auch gegangen war, sie mußte bereits offen gestanden haben, oder zumindest unvergeschlossen gewesen sein. Inzwischen mochte er sie von innen verschlossen haben, aber vielleicht auch nicht. Ob er hier wohnte? Konnte ein Dieb sich ein Haus leisten?
Warum nicht, wenn er jeden Tag nur einen Geldbeutel raubte, dann ...
Wilhelm riß sich von diesen Überlegungen los und begann,forsch an den Türen zu rütteln.
Verschlossen, verschlossen, verschlossen ...
Es waren über zwanzig Türen in der Gasse, und sie waren alle verschlossen.
Nun ja, das wäre wohl auch zu einfach gewesen. Wilhelm seufzte schwer und spürte wieder die Wut in sich aufsteigen.
„Behalt es und ersticke daran!“ zischte er und trat gegen die Wand eines der Häuser.
Da bemerkte er die Klappe.
Unterhalb eines Fensters befand sie sich. Sie war aus Holz und ließ sich ohne Widerstand eindrücken.
War der Dieb hier hinein gekrochen?
Wilhelm ließ sich auf Hände und Knie nieder und drückte seinen Kopf durch die Klappe. Dahinter war es so dunkel, daß er nichts erkennen konnte.
Plötzlich kam ihm der beunruhigende Gedanke, daß wenn er sich irrte, und hier ein ehrbarer Bürger wohnte, er gerade einen Einbruch beging. Und die Strafen für Einbrecher waren im Allgemeinen wenig erfreulich. Vielleicht war es besser, er zog sich wieder zurück und fand sich mit dem Verlust seines Geldbeutels ab. Zwar hatte dieser etwa fünf Gulden enthalten, wovon er ein Jahr hätte hier leben können, doch das Risiko einer Verstümmelung oder Brandmarkung waren sie nicht wert.
Da packte ihn jemand am Kopf und an den Schultern und zog ihn ins Haus.
Wilhelm war zu überrascht, um sich zu wehren. Er hörte tschechisches Stimmengewirr, und einen Moment später spürte er Tritte, die ihn in Bauch, Rücken und Rippen trafen.
Aus der Dunkelheit schälten sich drei Gestalten. Zwei davon waren für die Tritte verantwortlich, der Dritte saß auf einer Truhe und rief unentwegt „Hatschek, Hatschek!“ Wilhelm erkannte den Mann, den er verfolgt hatte, dann traf ihn ein Tritt im Gesicht.
Der Schmerz pflanzte sich bis in den Nacken fort, einen Moment lang glaubte Wilhelm, sein Kopf würde davonrollen.
Dann befahl ihm Raserei.
Er bekam eines der Beine zu fassen, die nach ihm traten, krallte seine Finger in die Wade und riß heftig daran. Der Mann verlor das Gleichgewicht und fiel in einen Haufen Tonkrüge, die hinter ihm aufgestapelt waren.

Wilhelm kam bis auf alle Viere empor, da sprang ihm der andere Mann in den Nacken. Er spürte, wie dessen Finger in seinem Gesicht nach den Augen tasteten, und kniff sie zu.
Der Mann wog kaum mehr als siebzig Pfund; Wilhelm gelang es beinahe mühelos, sich aufzurichten. Im selben Augenblick spürte er einen Stich am Brustkorb.
Da hatte jemand ein Messer, und er hatte ihn erwischt! Zwar war die Klinge von einer Rippe abgeprallt ohne größeren Schaden anzurichten, aber der nächste Stich konnte schon ganz anders ausgehen.
Wilhelm trat blind nach vorne und spürte zufrieden, daß sein Stiefel sich in etwas Weiches grub. Zugleich ließ er sich hintenüber fallen. Die Finger lösten sich von seinem Gesicht, die Beine von seinem Nacken. Er war wieder frei.
Und er sah nun sowohl den Raum als auch seine Gegner klar und deutlich: Es war ein enger Kellerraum, vollgestellt mit Krempel.
Der mit dem Messer war der Dieb mit dem zu kleinen Auge. Die anderen beiden waren ...
Kinder!
Wilhelm schätzte sie auf höchstens zwölf Jahre. Deswegen war der ‚Mann‘ so leicht gewesen, und deswegen hatten ihm die Tritte so wenig ausgemacht.
Leider besaßen sie nicht die Scheu von Kindern. Kaum hatten sie sich aufgerappelt, griffen sie Wilhelm wieder an. Sie versuchten allerdings diesmal nicht, ihn zu treten oder zu schlagen, sondern klammerten sich an seine Arme. Unterdessen näherte sich wieder der Mann mit dem Messer.
Wilhelm bemerkte erst jetzt, daß er auf dem rechten Auge, wo ihn der Tritt getroffen hatte, nichts mehr sehen konnte. Der Gedanke, zum Einäugigen gemacht worden zu sein, versetzte ihn in Panik.
Dafür würde er den Dieb bezahlen lassen.
Wilhelm riß seine Arme los und packte die Jungen mit seinem eisernen Griff jeweils am Nacken. Sie schrien wie am Spieß, Wilhelm schmetterte ihre Köpfe aneinander.
Inzwischen versuchte der Messermann, einen neuen Stich anzubringen, doch es gelang ihm nicht. Die Jungen waren im Weg. Wilhelm warf sie ihm entgegen, dann stürzte er sich auf den Dieb und bekam die Hand mit dem Messer zu fassen.
Als der Mann bemerkte, daß er seine Hand nicht aus Wilhelms Griff befreien konnte, biß er zu.
Wilhelm schrie auf, als er spürte, wie sich faulige Zähne in seinen Handrücken gruben, doch er ließ nicht los. Der Dieb sollte nicht gewinnen, er sollte bezahlen!
Mit einem Ruck, in den er sein gesamtes Körpergewicht legte, verdrehte Wilhelm die Hand des Gegners und spürte, wie etwas darin brach.
Der Mann schrie, seine Finger erschlafften; das Messer fiel zu Boden und bohrte sich mit der Spitze voran in den Boden aus festgestampfter Erde.
Wilhelm ließ los und griff sich das Messer. Es war ein sehr kurzes rostiges Teil, gerade gut genug zum Brotschneiden.
Der Dieb hielt sich die gebrochene Hand und war wehrlos, als Wilhelm ihm in die Brust trat. Der Mann flog